

Stolpersteine Frankfurt (Oder)
Schicksale und Verlegungsorte für die jüdischen Mitbürger der
Stadt Frankfurt (Oder)
von Carsten R. J. Höft (Stand: 12.05.2016)

Verlegung 2016

1. Buschmühlenweg 21 = heute: Buschmühlenweg 29

Josef Hirschberg, Else Hirschberg, Michael Hirschberg und Ruben Hirschberg (Prof. Dr. Lotter und Carsten Höft)

Prof. Dr. Friedrich Lotter hat in seinem bisher noch nicht veröffentlichten Buch „Entwurzelung und Bewährung“ - Schicksale von Mitbürgern jüdischer Herkunft aus Frankfurt (Oder) - dankenswerterweise dem Projekt STOLPERSTEINE Frankfurt (Oder) zur Verfügung gestellt, dass hier auszugsweise mit Zustimmung von Herrn Prof. Dr. Friedrich Lotter veröffentlicht werden darf:

Familie Hirschberg, Buschmühlenweg 21

Hirschberg, Josef, RA, Wilhelmspl.25, Buschmühlenweg 21; WB31.

Hirschberg, Michael, S.v.Josef, lebt in Pardes Channa.

Hirschberg, Ruben, S.v.Josef, + in Pardes Channa.

Hirschberg, Josef, *1890 Breslau, 1919 Frankfurt (O), em.1933 Palästina, x 1948 Pardes Channa; H., * Posen; H., Ruben, *1921, Ffo., em.1933, x 1992 ebd.; H., Michael, *1923 Frankfurt (O), em.1933, x 2008 Pardes H.

Bericht von Michael Hirschberg in Pardes Channa

am 3.11.95.

Meine Eltern haben sich im ersten Weltkrieg in Posen kennen gelernt und 1919 in Breslau geheiratet. Meine Mutter ist in Posen geboren, wo ihr Vater Kaufmann war. Auch mein Großvater väter-

licherseits war Kaufmann, er lebte in Breslau und ist dort im Altersheim gestorben. Meine Großeltern mütterlicherseits lebten nach 1919 in Berlin. Der Großvater ist noch nach Theresienstadt abtransportiert worden und dort gestorben. Mein Vater hat Jura studiert. Im ersten Weltkrieg war er Soldat und wurde bei Verdun schwer verwundet. Als Jurist wurde er dann Heeresbeamter und an die Ostfront versetzt. In der jüdischen Gemeinde von Posen hat er dann meine Mutter getroffen. 1919 haben sie sich in Frankfurt niedergelassen, wo mein Vater als Kriegsversehrter sehr bald ein Notariat erhielt. Er hat sich eine gut gehende Praxis aufgebaut. Die Mutter hat im Büro des Vaters mitgearbeitet und die Bücher geführt.

Der Vater gehörte dem Vorstand der orthodoxen Gemeinde an, in der er sehr aktiv war. Dort wirkte damals auch Lapidus als Kultusbeamter. Mein Vater war dabei stets ein sehr liberaler Mann, er ließ uns auch am Samstag in die Schule gehen. Wenn er am Sabbath etwas zu tun hatte, ging er stets zu Fuß, und er hat an diesem Tag nie geschrieben. Hier in Israel ist er allmählich etwas freier geworden, doch haben wir die Tradition nicht aufgegeben. Stets wurden die Speiseregeln eingehalten, alles war koscher. Unser Haus stand am Buschmühlenweg, um das Haus hatten wir einen großen Garten, 14000 qm. Der Vater hat auch den Garten mit den Gewächshäusern versorgt, den Rasen gepflegt, Obstbäume gepflanzt. Wir hatten vor allem jüdische Freunde, Neumarks und Gumperts waren viel bei uns. Ich war aber auch sehr befreundet mit einem Nichtjuden, Gerhard Koslowski, dem Sohn unseres Gärtners.

Mit fünf Jahren bin ich in die Volksschule gekommen und habe noch eine Klasse übersprungen, habe dann noch 1932 mit neun Jahren die Sexta des Friedrichsgymnasiums besucht. Der Turnlehrer dort war ein Nazi, er hat uns immer angepöbelt. Ich kann aber

nicht sagen, daß ich direkt gelitten habe. Wir jüdischen Schüler haben zusammengehalten. Beim Boykott am 1. April 1933 haben sie auch das Büro unseres Vaters umstellt und die Schaufenster beschmiert. Nach dem Boykott ließ der Kundenverkehr stark nach. Vater verzichtete bald auf das Notariat, obwohl er als Kriegsversehrter mit eisernem Kreuz noch gewisse Privilegien hatte. Wir haben das Haus verkauft und sind dann schon Ende August 1933 nach Palästina ausgewandert.

Wir fuhren mit der Bahn über Paris nach Marseille und von dort mit einem großen Schiff nach Jaffa. Im September hielten wir uns ein paar Tage in Tel Aviv auf und gingen von dort nach Haifa. Da mein Vater hier als Anwalt nicht arbeiten konnte, hat er von der PICA* Land in Pardes Channa erworben und sich dort als Landwirt angesiedelt. Das Land war schon von Rothschild* aufgekauft und erschlossen worden. Rothschild hatte an der Küste einen eigenen Hafen in Tantura, von dort aus fuhr er mit der Kutsche nach Zichron Jaakov, einer seiner ersten Siedlungen, die nach ihm benannt ist. Ein alter Mann hat noch die Geschichte von seinem Landkauf hier erzählt. Als Rothschild dort auf dem Berg stand und in die Ebene hinablickte, sagten ihm die Beamten, der Boden von Rabia, das ist der arabische Name des Ortes, stände zum Verkauf. Da hat Rothschild sofort angeordnet: „Kaufen!“ In Zikhron Jaacov liegt er mit seiner Frau begraben, in einem sehr schönen Park. Pardes Channa ist 1929 gegründet worden, es trägt den Namen einer Nichte Rothschilds, so wie Benamina nach seinem Vater benannt wurde. Hier waren damals schon Häuser, und nach der Vergrößerung kamen in den dreißiger Jahren viele Deutsche hierher. Der Boden ist gut, hier wachsen die echten Jaffa-Orangen. Auch mein Vater pflanzte 1934 Orangen an. Zur gleichen Zeit baute er sein Haus. Unsere Mutter hat schwer in der Landwirtschaft mitgearbeitet. Als die Plantagen soweit waren, daß wir hätten exportieren können, 1939, begann der Krieg. Die

Apfelsinen waren nicht mehr abzusetzen. Es war eine schwere Zeit, das Geld, das wir mitgebracht hatten, ging allmählich aus. Auch die PICA half nicht. Wir haben ein paar Kühe gehalten, und unser Vater machte Außenarbeit, bei der Erstellung von Bewässerungsanlagen. Mein Bruder diente im Krieg in der englischen Armee, er kämpfte in Italien bei Anzio 1944, später in Holland. Bei seiner Entlassung erhielt er den sog. Churchill-Shilling für jeden Tag Militärdienst, davon kaufte er zusätzliches Land. Gegenüber von unserem Besitz war ein englisches Militärlager, und 1948 ist unser Vater von einem Engländer erschossen worden, als er Tomaten hackte. Es war kurz, bevor sie weggingen, sie fühlten sich ständig bedroht. Im gleichen Jahr habe ich, ein Jahr später mein Bruder geheiratet.

1950, nach der Staatsgründung, wurde die PICA vom Keren Kajemet* (Jewish National Fund) abgelöst. Die PICA hatte sich unserm Vater gegenüber verpflichtet, Kindern, wenn sie erwachsen sind, auch Land zuzuteilen. Tatsächlich haben wir nach 1950 noch ein kleines Stück Land dazu bekommen. Das Land hier ist Pachtland, das ich bekam, als wir heirateten. Ich und mein Bruder haben jeweils die Hälfte unseres Besitzes bearbeitet. Heute lohnt sich die Landwirtschaft nicht mehr. Ich habe heute noch 40 Dunam, das sind ca. 4 ha. Ich baue Avocados, etwas weniger Citrus und eine andere Frucht, der englische Name ist Lochfood, an. Meine Söhne haben vor 20 Jahren noch versucht, in die Landwirtschaft einzusteigen, heute arbeite ich hier ganz allein. Mein Bruder hat mit seinen Söhnen eine Gesellschaft für landwirtschaftliche Maschinen betrieben, aber auch das hatte keinen Sinn. Der Druck von der Stadt her ist sehr groß. Für wenig Geld kann man Boden kaufen und sich eine Villa bauen.

Wir haben drei Kinder. Der älteste Sohn ist Prof. für Molekularbiologie in Jerusalem. Er hat auch in Konstanz und in Michigan gearbeitet. Der 2. Sohn hat Ökonomie studiert, hat eine leitende

Funktion in einer Firma für Baumaterialien in Pardes Channa. Die Tochter arbeitet als Fotografin in der Pathologie des Karmelhospitals in Haifa. Mein Bruder hat zwei Kinder. Sein ältester Sohn wohnt hier, seine Tochter in Givataim bei Tel Aviv. Wir beiden Brüder haben je fünf Enkel.

Auch drei Schwestern meiner Mutter sind nach Palästina ausgewandert, eine Schwester meines Vaters war in England verheiratet, eine andere ist als Krankenschwester ebenfalls 1933 hierhergekommen. Eine dritte Schwester ist in Breslau geblieben, ihr Mann war Leiter einer Schule. Er war sehr orthodox. In der Kristallnacht wollte er die Thorarollen retten, ist dann mit zwei Söhnen nach Buchenwald transportiert worden. 1936 waren sie einmal hier zu Besuch. Meine Mutter hat sie angefleht, wenigstens die Kinder hier zu lassen. Er hat sich geweigert, denn er hatte gesehen, dass der Metzger die Wurst mit demselben Messer schnitt wie das Fleisch, das nicht kosher war. Recha Freyer* war übrigens seine Tante, und sie hat die Kinder schließlich mit der Jugend-Alijah noch nach England bringen können. Doch da sie dort als feindliche Ausländer galten, wurden sie nach Australien gebracht, später sind die beiden Söhne dann auch ins Land gekommen. Die Eltern aber sind umgekommen.

In der Liste der stimmfähigen Mitglieder der Synagogengemeinde Frankfurt an der Oder aus dem Jahre 1925 wird Josef Hirschberg als Jurist/Rechtsanwalt geführt.

Auf der hölzernen Gedenktafel in der Gedenkstätte der Opfer der politischen Gewalt in Frankfurt (Oder) ist Familie Hirschberg nicht verewigt.

Joseph Hirschberg verstarb 1948, seine Ehefrau Else Hirschberg geb. Baumgardt verstarb 1968 und ihre Söhne Ruben 1992 und Michael 2007.

Die Stolpersteintexte lauten wie folgt:

HIER WOHNTE
JOSEF HIRSCHBERG
JG. 1890
FLUCHT 1933
PALÄSTINA

HIER WOHNTE
ELSE HIRSCHBERG
GEB. BAUMGARDT
JG. 1892
FLUCHT 1933
PALÄSTINA

HIER WOHNTE
RUBEN HIRSCHBERG
JG. 1921
FLUCHT 1933
PALÄSTINA

HIER WOHNTE
MICHAEL HIRSCHBERG
JG. 1923
FLUCHT 1933
PALÄSTINA

2. Jüdenstraße 3 = heute: Experimentalbau nördlich des Brunnenplatzes - Höhe Brunnenplatz 2/3

Friedrich Jonas (Carsten Höft)

Friedrich Jonas war Kaufmann und lebte laut Adressbuch der Stadt Frankfurt (Oder) des Jahres 1931 in der Jüdenstraße 3

In der Liste der stimmfähigen Mitglieder der Synagogengemeinde Frankfurt an der Oder aus dem Jahre 1925 wird Friedrich Jonas nicht geführt.

Aus dem Verzeichnis der nichtarischen Geschäfte und Inhaber von freien Berufen in Frankfurt (Oder) aus dem Jahre 1935 ist Friedrich Jonas nicht ersichtlich.

Auf der hölzernen Gedenktafel in der Gedenkstätte der Opfer der politischen Gewalt in Frankfurt (Oder) ist Friedrich Joans nicht verewigt.

Der Stolpersteintext lautet wie folgt:

HIER WOHNTE
Friedrich Jonas
JG. 1888
FLUCHT
DÄNEMARK
VERSTECKT GELEBT
ÜBERLEBT

3. Forststraße 2 = heute: Forststraße 4

Isaak Pick (Carsten Höft)

In der Liste der stimmfähigen Mitglieder der Synagogengemeinde Frankfurt an der Oder aus dem Jahre 1925 wird Isaak Pick nicht geführt.

Aus dem Verzeichnis der nichtarischen Geschäfte und Inhaber von freien Berufen in Frankfurt (Oder) aus dem Jahre 1935 sowie der 2. Liste ist ersichtlich, dass Isaak Pick in der Forststraße 2 als Schneider gelistet war.

Sein Name wurde mit „Isaak“ angegeben.

Bereits am 24./25. August 1942 wurden aus dem Regierungsbezirk Frankfurt (Oder) 92 Juden in das Protektorat Böhmen-Mähren „evakuiert“. 24 jüdische Mitbürger kamen aus Frankfurt (Oder). Isaak Pick war die laufende Nummer 38 auf der Transportliste. Er wurde als Witwer mit einem Alter von 70 Jahren geführt.

(Anmerkung: Auf der Transportliste wurde sein Name mit „Isaac“ angegeben.)

Laut der o.g. Transportliste wohnte Isaak Pick in der Rosenstraße 36.

Seine Kennkarten-Nr. lautete A00021. Aufgrund seines Alters wurde auf der Transportliste vermerkt, dass Isaak Pick arbeitsunfähig ist.

Auf der hölzernen Gedenktafel in der Gedenkstätte der Opfer der politischen Gewalt in Frankfurt (Oder) ist eine Frau Pieck verewigt.

Im Gedenkbuch der Opfer der Verfolgung der Juden unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in Deutschland 1933 - 1945 gibt es den folgenden Eintrag zu Isaak Pick:

Pick, Isaac

geboren am 05. Februar 1872 in Maltzsch / Neumarkt / Schlesien
wohnhaft in Frankfurt a. d. Oder

Deportationsziel:
ab Tilsit – Königsberg
24. / 25. 08. 1942, Theresienstadt, Ghetto

Todesdatum/-ort:
23. März 1943, Theresienstadt, Ghetto

Der Stolpersteintext lautet wie folgt:

**HIER WOHNTE
ISAAK PICK
JG. 1872
DEPORTIERT 1942
THERESIENSTADT
ERMORDET 23.3.1943**

**5. Rosenstraße 36 = heute: Dr. - Hermann - Neumark -
Straße/Eingang Lennèpark**

Ein Foto und seine Geschichte

Aufnahme aus der Rosenstraße dokumentiert Sanierungsgebiet von 1934

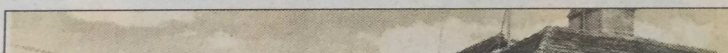
Frankfurt (thg) Die frühere Rosenstraße war Anfang der 1940er Jahre für viele jüdische Bürger aus Frankfurt der letzte bekannte Wohnort, ehe sie in die Vernichtungsstätten des Dritten Reiches verschleppt wurden. Für zwei von ihnen – Margarete Landshoff und Isaak Pick – sollen am 13. Mai Stolpersteine verlegt werden. Die MOZ berichtet darüber in einer Serie. In unserer Mittwochausgabe war ein Beitrag dazu illustriert mit ei-

nem historischen Foto der Rosenstraße, entnommen aus den Recherchen der Initiativgruppe Stolpersteine. Wie das Frankfurter Stadtarchiv nun informierte, stamme die Aufnahme dabei aus dem Jahr 1934, und nicht 1915, wie irrtümlich angegeben. Das Originalfoto sei im Besitz des Stadtarchivs – und es hat eine interessante Geschichte.

„Der Inhaber des Frankfurter Fotoateliers L. Haase & Co., später Foto-Fricke Frankfurt

(Oder), Walter Fricke erhielt damals vom Magistrat den Auftrag, in einer Fotoserie den Zustand der drei Sanierungsgebiete für die geplante Altstadtsanierung zu dokumentieren“, berichtet Ralf-Rüdiger Targiel, Leiter des Stadtarchivs. Dazu hätten neben der eng bebauten Rosenstraße nahe der westlichen Stadtmauer noch die Gubener Mauerstraße – heute am Oderturm – sowie das Gebiet am Oderufer zwischen Ziegelstraße und der Straße Am Graben gezählt.

Die Häuser an der Rosenstraße mit insgesamt 120 Woh-



Märkische Oderzeitung - Frankfurter Stadtbote vom 21.04.2016

Margarete Landshoff (C.R. Höft)

Ein Beschluss zur Benennung der „Rosengasse (= Rosenstraße)“ konnte nicht ermittelt werden. Möglich ist, dass „einfachhalber“ die kleine Straße beim „Lenné-Park“ bei der sog. Innenstadtverdichtung in Bezug zur alten Straße gesetzt wurde, also keine Neubenennung

beabsichtigt war. Die alte Straße hieß jedoch „Rosenstraße“ und hatte einen insgesamt anderen Verlauf. Stadtpläne der Jahre um 1700 bis 1953 geben darüber ebenso Auskunft wie Adressbücher, Steuerregister u.ä. Über die Herkunft des Jahrhunderte alten Namens gibt es nicht wenige Vermutungen.

Zwei seien aufgeführt:

Zu Zeiten der Stadtgründung und danach war für die Bebauung reichlich Platz vorhanden.

Der Raum hinter der Stadtmauer wurde überhaupt nicht bebaut. Hier lagen oft Gemüse- und Blumengärten, die der dicht hinter der westlichen Stadtmauer entlangführenden Straße den

Namen „Rosenstraße“ gegeben haben könnten.

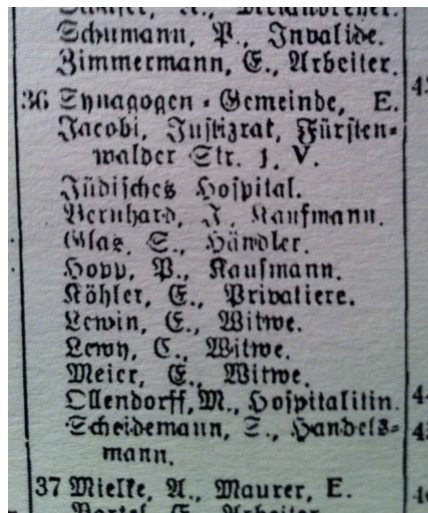
Überwiegend sprach man sich jedoch für die „Rose“, welche im Volksmund für das „unzüchtige Weib“ steht, aus. Die Überlegung ist, dass die Dirnen der Stadt hier wohnten.

Bei der eigentlich neuen „Rosengasse“ wurde mit Sicherheit an die Blume gedacht.

In der Rosengasse 36 wurde - nur wenige Jahre nach der Errichtung der Synagoge in der Richtstraße / Wollenweberstraße, heutige Straßenführung der Karl-Marx-Straße - das jüdische Hospital und Krankenhaus am 13.05.1838 eröffnet.

Es stand also nordwestlich der heutigen Lenné-Passagen bzw. dem vormaligen Hotel „Stadt Frankfurt“.

Die mittelalterliche Stadtmauer war am längsten und ausgiebigsten in Form der Rückseite der äußeren Häuserreihe in der Rosenstraße erhalten.



Wohnungsbuch der Haupt- und Handelsstadt
der mittleren Ostmark Frankfurt (Oder) 1935/1936 - Auszug für die „Rosenstraße“

Nordwestlich des einstigen Hotels „Stadt Frankfurt“ stand das Hospital.

Nur wenige Jahre nach der Errichtung der Synagoge konnte der auf Vorschlag von Professor Spieker mit dem Ehrendoktorat der Universität Leipzig ausgezeichnete Frankfurter Rabbiner

Samuel Holdheim feierlich das in der Rosenstraße 36 errichtete jüdische Hospital und Krankenhaus am 13.05.1838 eröffnen.

Es bestand aus 6 Krankenstuben mit je 2 Betten, die 3 Zimmer waren mit je 1 Bett ausgestattet.

Das entspricht einer Gesamtbettenkapazität von 15 Betten.

Die Rosenstraße 36 wurde im III. Reich unter den Nationalsozialisten als „Judenhaus“ genutzt.

Das Gesetz über Mietverhältnisse mit Juden vom 30. Juni 1939, (RGBl I, S. 864), selten auch Entmietungsgesetz genannt, änderte den gesetzlichen Mieterschutz zu Lasten jüdischer Mieter und Vermieter. Hausgemeinschaften mit „deutschblütigen“ Nachbarn sollten aufgelöst werden: Gemeindebehörden konnten im Einvernehmen mit arischen Vermietern den Wohnraum für nichtjüdische Familien freimachen und Juden in beengte Räumlichkeiten von Judenhäusern einweisen.

Beim Anschluss Österreichs begannen im März 1938 Wiener Nationalsozialisten, Juden gewaltsam aus begehrten Wohnungen zu vertreiben.

Um „Störungen der öffentlichen Sicherheit und Ordnung zu vermeiden“ sollten die „wilden Aktionen“ gebremst werden. Ziel war es einerseits, durch die Zusammenlegung jüdischer Familien Wohnraum zu gewinnen, den angespannten Wohnungsmarkt zu entlasten und der populären Parole „Hinaus mit den Juden aus den guten und billigen Wohnungen“ nachzukommen.

Andererseits hatte Hermann Göring nach den Novemberpogromen 1938 die Separierung der jüdischen Bevölkerung in Ghettos erwogen.

Reinhard Heydrich hielt jedoch eine polizeiliche Überwachung dort für schwierig, empfahl eine Unterbringung in einzelnen Judenhäusern und rechnete dabei mit einer Kontrolle „durch das wachsame Auge der gesamten Bevölkerung“.

Adolf Hitler selbst entschied nach Vortrag Görings Ende Dezember 1938, den „Mieterschutz für Juden nicht generell aufzuheben“, vielmehr „in Einzelfällen nach Möglichkeit so zu verfahren, dass Juden in einem Haus zusammengelegt werden...“.

Die Arisierung des Hausbesitzes sei deshalb an das Ende der Gesamtarisierung zu stellen. Vordringlich sei die Arisierung der Betriebe und Geschäfte sowie des landwirtschaftlichen Grundbesitzes.

In der amtlichen Begründung zum „Gesetz über die Mietverhältnisse mit Juden“ hieß es, dass es eine vertrauensvolle Hausgemeinschaft zwischen Deutschen und Juden nicht geben könne.

Das Gesetz sah im § 1 vor, dass ein jüdischer Mieter sich nicht mehr auf den gesetzlichen Mieterschutz berufen durfte, sofern sein nichtjüdischer Vermieter nachweisen konnte, dass sein Mieter anderweitig untergebracht werden konnte.

Nach § 2 konnten auch längerfristig vereinbarte Verträge vorzeitig gekündigt werden, sofern ein Teil (Mieter oder Vermieter) als Jude galt.

Nach § 3 durften jüdische Mieter nur Juden als Untermieter aufnehmen.

Ein § 4 schrieb vor, dass jüdische Eigentümer auf Verlangen der Gemeindebehörden weitere Juden als Mieter oder Untermieter aufzunehmen hatten.

Juden durften gemäß § 5 leerstehende oder freiwerdende Räume nur mit Genehmigung der Gemeindebehörden vermieten.

Weitere Bestimmungen betrafen u. a. Mietaufhebungsklagen, Ersatzansprüche, Räumungsfristen sowie eine generelle Anmeldepflicht jüdischen Wohnraums, die in eingeschränkter Form bereits zuvor für Berlin und München verordnet worden war. Auf so genannte privilegierte Mischehen sollte das Gesetz keine Anwendung finden.

Wohnungsämter, Hausbesitzer und Maklerfirmen machten sich in enger Zusammenarbeit mit regionalen Gestapo- und Parteidienststellen daran, Häuser und Wohnungen zu „entjuden“.

Die zugewiesenen Ersatzwohnungen lagen in Gebäuden, die noch nicht arisiert waren. Dazu gehörten nicht nur „jüdische“ Häuser, Wohnungen und Pensionen, sondern oft Einrichtungen der jüdischen Gemeinden: Kindergärten und Schulen, Altersheime und Krankenhäuser, Büros und Versammlungsräume, Betsäle und Friedhofshallen.

Zugleich bemühte man sich, „deutschblütige“ Mieter zum freiwilligen Auszug aus Wohnungen jüdischer Eigentümer zu bewegen.

Da für sie der gesetzliche Mieterschutz weiter galt, appellierte man an ihr „gesundes Volksempfinden“ und schlug ihnen einen Wohnungstausch vor.

Eine „Verordnung zur Änderung und Ergänzung über Mietverhältnisse mit Juden“ vom 10. September 1940 (RGBl I, S. 1235) betraf insbesondere die Großstädte Berlin, München und Wien, löste dort nunmehr auch die jüdischen Mietverhältnisse in jüdischen Häusern auf und

führte zu einer zweiten Kündigungswelle. Ältere Schätzungen gehen von mehr als 30.000 Wohnungen allein für Berlin aus, die noch vor Beginn der Deportation freigeräumt wurden.

Der erzwungene Wohnungswechsel stellte für die Juden einen massiven Eingriff in ihre Privatsphäre und auf ihr Selbstwertgefühl dar.

Zum Verlust der vertrauten Wohngemeinschaft kam der Umzug in meist primitive und beengte Räumlichkeiten.

Mit der Einweisung in Judenhäuser fielen Verdienstmöglichkeiten durch Untervermietung oder Mittagstischgäste aus.

Erinnerungen von Otto Billerbeck:

„Zu dieser Zeit ging es den wenigen Gemeindemitgliedern immer schlechter. Das Hospital in der Rosenstraße war überfüllt. Die Leute wurden hier buchstäblich zusammengepfercht.

Feuerungen gab es nicht und Kartoffeln waren mehr als knapp. Hier konnte ich helfen, kaufte Holz und Kartoffeln auf und in aller Frühe wurde es durch einen zuverlässigen Kraftfahrer in die Stadt geschafft. Die Verhältnisse für die Gemeindemitglieder wurden immer unhaltbarer. Alle hatten ihren Rucksack gepackt und warteten stündlich, dass sie abgeholt werden. Dieser Zustand war für die armen Menschen furchtbar. Wenn man zu dieser Zeit jemanden besuchte, immer erst des ängstliche Fragen und dann das Freuen. Es waren zu dieser Zeit nicht viele, die treu waren.“

Im Gedenkbuch der Opfer der Verfolgung der Juden unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in Deutschland 1933 - 1945 gibt es den folgenden Eintrag zu Margarete Landshoff:

Landshoff, Margarete Margarethe

geborene Cohn
geboren am 13. November 1865 in Schwerin (Warthe) / - / Posen
wohnhaft in Schwerin a. d. Warthe und Frankfurt a. d. Oder

Deportation:
ab Tilsit - Königsberg
24. / 25. 08. 1942, Theresienstadt, Ghetto

Todesdatum: 15. September 1942
Todesort: Theresienstadt, Ghetto

Ghetto Theresienstadt
 Der Altstadtrat

TODESFALLANZEIGE

WWS. *Podpis: 1215* Datum: *12.9.1942* Podpis: *JK* Sterbematrik: *466/IV/1*

Name (bei Frauen auch Mädchenname) **LANDSHOFF geb. COHN** Vorname **Margarete** Tr. Nr. **XII/A 465**

Geboren am **13. XI 1865** in **Schwarze (Walle)** Bezirk **Schwarze**

Stand **unverheiratet** Beruf **ohne** Relig. **mus** Geschl. **weibl**

Staatsangehörigkeit **D. R.** Heimatgemeinde **Schwarze**

Letzter Wohnort (Adresse) **Schwarze Frankfurt, Rosenstr. 36**

Wohnort in Theresienstadt Gebäude No. **Q-215** Zimmer No. **Nb. 017**

Name des Vater _____ Beruf _____ Letzter Wohnort _____

Name der Mutter (Mädchenname) _____ Beruf _____ Letzter Wohnort _____

Sterbetag **15. 9. 42** Sterbestunde **18 h** Sterbeort: Theresienstadt

Genaue Ortsbezeichnung (Gebäude, Zimmer) **Q-215 Nb 017**

No.	Name	Tr. Nr.	Verwandtschaftsgrad	Wohnadresse (b. Gatten u. Kindern auch Geburtsdaten)
in Theresienstadt				
im Protoktorat				

Tag der letzt. Eheschließung _____ Ort der letzt. Eheschließung _____ Zahl d. Kinder aus letzt. Ehe _____

Art des Personal- ausweises **Kornkarte** No. **A-00081** Ausgestellt von **Kriegsamt Schwarze**

Behandelnder Arzt: **Dr. Beck Emil**

Krankheit (in Blockschrift) **ENTERITIS ACUTA, AKUTER DARMKATARH**

Todesursache (in Blockschrift) _____

Totenbeschau führte durch **Dr. Emil Tamsky** Tag u. Stunde der Totenbeschau **15.9.42 19 h 45**

Ort der Beisetzung _____ Tag u. Stunde der Beisetzung _____

Theresienstadt, am **15.9.1942**

Der Totenbeschaue: *Tamsky* Der Amtsarzt: *JK* Der Chelarzt: *Tamsky*

(c) holocaust.cz

Landshoff Margarete: Todesfallanzeige, Ghetto Theresienstadt

Auf der hölzernen Gedenktafel in der Gedenkstätte der Opfer der politischen Gewalt in Frankfurt (Oder) ist Margarete Landshoff nicht verewigt.

Der Stolpersteintext lautet wie folgt:

HIER WOHNTE
 MARGARETE LANDSHOFF
 GEB. COHN
 JG. 1865
 DEPORTIERT 1942
 THERESIENSTADT
 ERMORDET 15.9.1942

5. Halbe Stadt 4 = Grünfläche neben dem Einkaufszentrum westlich des Lennèparkes

Margarete Simon, Joachim „Schuschu“ Simon und Jakob Simon (Prof. Dr. Lotter und Carsten Höft)

Prof. Dr. Friedrich Lotter hat in seinem bisher noch nicht veröffentlichten Buch „Entwurzelung und Bewährung“ - Schicksale von Mitbürgern jüdischer Herkunft aus Frankfurt (Oder) - dankenswerterweise dem Projekt STOLPERSTEINE Frankfurt (Oder) zur Verfügung gestellt, dass hier auszugsweise mit Zustimmung von Herrn Prof. Dr. Friedrich Lotter veröffentlicht werden darf:

Simon, Bertha, F.v.Louis, Halbe Stadt 4,*1884 Ffo,+
ca.1932,WB31.

Simon, Joachim (Schuschu), * 1919 Berlin,em. Niederlande,
+Jan.43 Breda.

Simon, Margarethe, + ca.1860, Halbe Stadt 4, dep. Theres.;
WB31.

Simon, Jakob (Shimoni,Yaacov), + 1996 Jerusalem.

Simon, Louis, Stadtrat, *1856, + ca.1930 ; SG25.

Familie Louis und Bertha Simon, Halbe Stadt 4.

Louis Simon, * ca.1856 Fraustadt (Schlesien),x ca.1930; Bertha Simon, * 1884 Ffo;
Margarethe Simon, * ca.1860, x Theresienstadt; Simon, Joachim (Jachin), gen.“Schu-
schu“, * 1919 Berlin, X (SM) 1943 Breda (Niederlande); Simon, Jakob (J. Shimoni), x
1996 Jerusalem.

**a. Jakob Schimoni (x 1996) über die Familie Simon,
Jerusalem, Nov.1995:**

Unser Urgroßvater hieß Jacob. Unser Großvater hatte ein Textilgeschäft in Frankfurt (Oder). Als die Inflation begann, verkaufte er sein Geschäft, und was er dafür bekam, war in zwei Wochen wertlos. Er hat dann ein winziges Unternehmen aufgemacht, das Uniformen für Briefträger, Postbeamte usw. herstellte. In den zwanziger Jahren war er aber Stadtrat. Unser Vater hat in Heidelberg, Berlin und anderswo Jura studiert, und hat sich nach Beendigung des Studiums als Rechtsanwalt in Berlin niedergelassen. Ich bin in Berlin geboren wie mein jüngerer Bruder Joachim. Unsere Mutter starb wenige Tage nach der Geburt Joachims, es war der schlimme Grippewinter. Daher haben die Großeltern in Frankfurt den Säugling das erste Lebensjahr betreut, dann holte ihn der Vater nach Berlin zurück. Er bemühte sich sehr um die Kinder, doch die Mutter konnte er nicht ersetzen.“ Der Vater war schon zionistisch gesinnt, was damals in Deutschland eine Ausnahme war.

b. Berichte über Jachin Simon, gen.“Schuschu“, von seinem Bruder Jakob, seiner Frau Adina Nov.1996, sowie aus einem Artikel von Yehoyakim Kochavi.

Seit 1926 besuchte Schuschu eine kleine achtklassige Schule in Berlin am Kaiserdamm, die von den Zionisten 1920 gegründet worden war. Es gab keinen Religionsunterricht, dafür jeden Morgen eine Stunde Ivrit, in der sephardischen Aussprache Palästinas. Das Erlernen dieser Sprache lehnten die Orthodoxen ebenso ab wie die Liberalen. In der Schule wurde „ein leben-

diges, selbstverständliches Judentum" vermittelt, wie es Martin Buber vertrat. 1929 kam Schuschu auf das Gymnasium, vermutlich das „Französische Gymnasium" in Berlin.

Etwa um diese Zeit trat Schuschu in die Kindergruppe einer zionistischen Jugendbewegung ein. Sie stand der deutschen Jugendbewegung noch sehr nahe. Es gab dort dieselbe „Kluft", dieselbe Abneigung gegen alles „Bürgerliche", dieselben Fahrten, Lager und Lieder, dieselbe Liebe zur deutschen Landschaft, dieselbe Bindung an die Gemeinschaft, doch auch denselben Individualismus, denselben Drang zu Wahrheit und „Echtheit". Letzteres führte letzten Endes zum bewußten Judentum zurück, und damit schließlich zur „Selbstverwirklichung" in Palästina und im Kibbuz. 1933 gingen viele Freunde Schuschus bereits nach Palästina.

„Fast alle unsere Ferien haben wir bei den Großeltern in Frankfurt in der Halben Stadt verbracht. Dort pflegten wir enge Beziehungen zu den Aronheims. Frau Aronheim war unsere Tante, die Schwester unseres Vaters, eine bedeutende Frau. Die drei Söhne, unsere Vettern, waren ungefähr in unserm Alter. Unser Vater hat Ende 1933 wieder geheiratet. Toni, eine Nicht-Jüdin, war eine wunderbare Frau. Unser Vater kannte sie schon seit zehn Jahren, auch wir hatten sie sehr gern und nie verstanden, warum er sie nicht heiratete. Vater gab nun seine Stadtwohnung auf und zog nach Werder. Da es dort für Schuschu keine Möglichkeit gab, eine Schule zu besuchen, schickten die Eltern ihn nach Frankfurt zu den Großeltern. Dort besuchte er nun das Friedrichsgymnasium". Obwohl eigentlich Humanist, wählte er wegen seinem Interesse für Mathematik den naturwissenschaftlich-neusprachlichen Zweig.

In Frankfurt übernahm Schuschu als 14/15-Jähriger die Leitung einer Gruppe von 12-13jährigen Mädchen. „1935 starb unser Vater,

bei seiner Beerdigung habe ich Schuschu zum letzten Mal gesehen. Von da an hatten wir nur noch brieflichen Kontakt. Als mein Vater wieder heiratete, machte ich in Berlin das Abitur. Ich ging dann auf Hachschara nach Frankreich." Schuschu mußte nach dem Tod des Vaters das Gymnasium verlassen. Er kehrte nach Berlin zurück. Der Direktor in Frankfurt bedauerte den Verlust - des begabten Schülers sehr und gab ihm einen warmen Empfehlungsbrief mit. Schuschu riß ihn jedoch in kleine Stücke, weil er nicht vorgezogen werden wollte. Auch die Möglichkeit, mit einem Schülerzertifikat nach Palästina zu gehen, lehnte er ab, er wollte nicht bevorzugt werden. Voraussetzung für die Alijah war die Hachschara.

In Berlin übernahm eine alte Tante wieder die Mutterstelle, und Schuschu ging wieder auf eine jüdische Schule, das von der orthodoxen Gemeinde Adass-Jisroel unterhaltene Gymnasium. Es war die einzige Möglichkeit, noch ein deutsches Abitur zu machen. Obwohl er eigentlich areligiös war, hat er in den Talmudstunden doch eifrig mitgearbeitet. „Entweder gibt es einen Gott,“ sagte er, „dann hat er seine Sache ziemlich schlecht gemacht, oder es gibt keinen - wieso dann beten?“. „Wir hatten einmal eine Korrespondenz über seinen Namen Yehoyakim (Joachim), den er ablehnte, weil es ein theophorer Name war, ‚Yeho‘ ist ein Gottesname. Deshalb zog er den Kindernamen Schuschu vor. Ich schlug ihm dann vor, sich wenigstens Jachin zu nennen. So heißt eine von den zwei Säulen des salomonischen Tempels. Er antwortete: ‚Das ist kein schlechter Vorschlag, aber eine Säule des Tempels bin ich auch nicht. Doch hat er sich dann wohl mit diesem Namen abgefunden. Es gibt in Israel eine Anzahl Kinder, die nach ihm diesen Namen tragen“.

In Berlin ging er in die Jugendgruppe zurück, die aber längst nicht mehr die alte war. Die Leiterin berichtet, er sei ein 200prozentiger Individualist gewesen. Er war zuverlässig und kam

pünktlich zu allen Treffen, beteiligte sich jedoch kaum an den Diskussionen. Er zog sich lieber zurück und las stundenlang, meist philosophische Bücher, und über die diskutierte er dann mit Eifer. Nur bei den Fahrten, die es immer noch gab, taute er auf und wurde wieder ein fröhlicher Junge. 1937 machte er Abitur und ging anschließend sofort auf Hachschara nach Ellgut in Schlesien. Hier fand er eine neue Gemeinschaft, die sich auf Palästina und den Kibbuz vorbereitete. Schuschu fiel die körperliche Arbeit schwer, doch gab er sich alle Mühe. Als eine größere Gruppe nach Palästina abgehen sollte, wollte man auch ihn dabei haben, doch er lehnte es wieder ab, weil seine landwirtschaftliche Ausbildung noch nicht abgeschlossen war.

Doch bald ahnte er, dass Schlimmes auf sie zukam: „Was wird, wenn wir nicht mehr rechtzeitig hier herauskommen?“. Im Zusammenhang mit der Kristallnacht löste die Gestapo im November 1938 Ellgut auf, alle Jungen kamen nach Buchenwald. Schuschus Stiefmutter, die ja Nichtjüdin war und Nazi-Verwandte hatte, setzte sich für die Gruppe ein, und tatsächlich kamen sie nach einigen Wochen frei. Über Buchenwald ließ er in Briefen an den Bruder nur verlauten, dass dort alle einen schweren Knacks bekommen hätten, und dass er sich geschworen habe, nie mehr in die Hände dieser Leute zu fallen. Zwei Wochen später wurden die Freigelassenen abgeschoben, Schuschu ging mit seinem Freund Kurt Hannemann nach Holland. Dort gab es ebenfalls ein Hachscharagut, doch arbeiteten die meisten jungen Leute bei Bauern, in „Einzelhachschara“. Obwohl sich Schuschu alle Mühe gab, war der Bauer mit ihm nicht zufrieden. Manchmal erfand Schuschu eine Ausrede, fuhr nach Amsterdam in die Bibliothek, wo er Bücher über moderne Physik las.

„In Holland gewann Schuschu allmählich in der Hechaluz-Bewegung an Einfluss, er konnte hebräisch, besser als die andern, und war intellektuell aktiv. Wir haben beide hebräisch schon in der

jüdischen Volksschule gelernt, als ich 1936 nach Erez Israel in den Kibbuz kam, konnte ich schon Ivrit. Das war ein Wunder, ein Jecke, der Ivrit sprach, und dazu noch besser als alle andern. Mit meinem Bruder habe ich meist in Ivrit korrespondiert. Allmählich wurde Schuschu auch in der Erziehung von Jugendlichen eingesetzt, gab neben seiner Arbeit beim Bauern Stunden. Dann kam die deutsche Besetzung im Mai 1940". Schuschu versuchte noch, nach England zu entkommen, doch jeder Weg war versperrt.

Schuschu wurde jetzt in die Leitung des Hechaluz aufgenommen, die Arbeit beim Bauern musste er aufgeben. Er arbeitete nun drei Tage die Woche in der Zentrale, drei Tage als Lehrer und Erzieher in einem Heim für Kinder und Jugendliche aus

Deutschland. Zuweilen besuchte er mehrere Gruppen, ließ sich die Probleme vortragen, klärte und schlichtete. Er veranstaltete Seminare und bereitete gelegentlich auch Feste mit den Kindern vor, noch im Sommer 1942. Nebenbei fand er noch Zeit, zu heiraten, er ahnte wohl, daß sein Leben nur kurz war. Seine Frau, Adina, war eine junge holländische Jüdin. Inzwischen hatten die Transporte aus Deutschland nach Osten schon begonnen. Schuschu war wohl einer der ersten, der erkannte, dass sie nicht zum Arbeitseinsatz führen. Er begann daher mit andern, Möglichkeiten zu suchen, die Kinder und Jugendlichen zu retten.

Die Schwierigkeit war, daß kaum Verbindungen zur holländischen Bevölkerung bestanden. Auch waren bei weitem nicht alle Holländer bereit, den Juden zu helfen. Schließlich gelang es, über eine Frau aus der holländischen Hechaluz-Bewegung einen ihrer (nicht-jüdischen) Freunde, den Lehrer Joop Westerweel, zu gewinnen. Dieser mobilisierte mit unglaublicher Tatkraft seine Freunde, Kollegen und Schüler, und es gelang, fürs erste die Insassen in Ausweichquartieren unterzubringen. So war das Heim leer, als die Gestapo kam, um die ersten fünfzehn Kinder abzuholen.

Hannemann organisierte weitere Untergrundwohnungen für die Jugendlichen, während Schuschu mit Westerweel bessere Möglichkeiten erkundete, die Kinder und Jugendlichen in Sicherheit zu bringen. Denn sie waren in den augenblicklichen Unterkünften weiterhin gefährdet, mit Verrat war überall zu rechnen. Die Untergetauchten waren für die Holländer Fremde, sie konnten sich meist nur schwer mit ihnen verständigen, es blieb nur der Ausweg, sie aus dem Land herauszubringen. Bisher gab es nur den Weg durch Belgien und Frankreich in die Schweiz. Ein erster Versuch, vier Kinder durch bezahlte Schmuggler in die Schweiz zu bringen, misslang, die Schmuggler nahmen das Geld und lieferten die Kinder an die Nazis aus. So blieb keine andere Möglichkeit als dass die Juden selbst die Sache in die Hand nahmen.

Schuschu wurde auf eigenen Wunsch damit beauftragt, Fluchtwege zu erschließen. Anfang Oktober 1942 reiste er mit Adina durch Belgien nach Frankreich. Adina sollte Schweizer Freunde für die Hilfe gewinnen. Doch auch der Weg in die Schweiz war nicht sicher. Die Schweizer schickten um diese Zeit noch jeden Flüchtling zurück, den sie fassten. Schuschu knüpfte erste Verbindungen mit der illegalen Jugendbewegung in Südfrankreich an und erkundete Möglichkeiten der Unterbringung der Flüchtlinge. In Holland wurde deren Lage immer unhaltbarer. Als er zurückgekehrt war, um Bericht zu erstatten, erfuhr er von der Besetzung Südfrankreichs durch die deutschen Truppen. Das warf die bisherigen Pläne um. Wieder reiste er nach Frankreich, nahm Verbindung zu jüdischen Pfadfindern in Toulouse auf und erkundete neue Möglichkeiten, die Kinder in Sicherheit zu bringen. Bald konnte er die erste Sendung von „Büchern“, das Tarnwort für Flüchtlinge, in Empfang nehmen, zuerst waren es nur wenige. Am 24. Dezember gelang seiner jungen Frau Adina der Übertritt in die Schweiz, wo sie von Freunden aufgenommen wurde. Er aber blieb und arbeitete weiter an der Rettung seiner Schützlinge.

In einem Brief an einen Freund schreibt er damals. „Wir haben hier sehr schöne Dinge gesehen. Hier müsste man mal in andern Zeiten richtig genießen...Wer weiß, was, wo und wie es morgen mit uns sein wird. Und immer wieder habe ich voller Dankbarkeit das Bewusstsein, wenigstens noch etwas tun zu können...Das ist für uns, von Natur aus aktive Menschen, besonders viel wert. Ich kann noch mit dem Schicksal kämpfen. Und wenn uns morgen etwas passiert, dann werde ich sehr ruhig sein können. Kein Augenblick Leid oder Reue. Wir haben den Kampf gewagt...“

Inzwischen hatte Schuschu Möglichkeiten gefunden, die Jugendlichen über die Pyrenäen nach Spanien zu schleusen. „Franco war humaner als die Schweizer, er schickte jedenfalls keinen zurück, der einmal die Grenze überschritten hatte. Wenn Schuschu eine Gruppe in Sicherheit gebracht hatte, ist er immer wieder zurückgekehrt, um neue zu holen, er dachte nicht daran, sich selbst zu retten. Wieviele Schuschu gerettet hat, kann ich nicht sagen. Jedenfalls gibt es Dutzende von Familien hier im Land, die ihm ihr Leben verdanken, die auch ihren Söhnen seinen Namen gegeben haben. Wenn man jemand findet, der den seltenen Namen Jachin trägt, ist es häufig ein Sohn eines von ihm Geretteten. Wie er das alles geschafft hat, mit der Bahn oder mit Lastwagen Gruppen von Kindern über die Grenzen zu schaffen, weiß ich nicht. Auf einem seiner Wege zurück nach Holland wurde er in Breda von der holländischen Polizei gefasst. Die haben ihm gesagt, dass sie ihn am nächsten Tag der Gestapo ausliefern würden. Am nächsten Tag, am 23. Januar 1943, wurde er tot in seiner Zelle gefunden. Nach Buchenwald wusste er, was ihn erwartete. Er liegt in Breda begraben.“

Seinen Freunden konnte er noch eine Nachricht zukommen lassen: ‚Bringt es Adina vorsichtig bei!‘ Joop Westerweel schrieb an Adina: ‚Er war verbissen, hart dem Schicksal gegenüber und doch so tief lebensfroh. Gott hat ihn mit einer Weisheit und einer

Weitsicht gesegnet, die nicht von dieser Welt sind. Darum hat er in voller Ergebenheit das Opfer seines Lebens bringen wollen...'

Shimoni Jacob Simon wurde 1915 in einer jüdischen Familie in Berlin geboren. Von 1934-1935 koordinierte er die Bewegung der „Pionier“ in Deutschland, und wanderte im Jahre 1935 nach Palästina aus. Dort trat er dem Kibbuz Givat Haim bei und arbeitete als Lehrer und Schulleiter. Von 1938 bis 1940 studierte er an der Pädagogischen Hochschule in Jerusalem.

Im Jahre 1941 trat er in dem Nachrichtendienst der „Verteidigung“ (SY) ein.

Im Jahr 1948 leitete die Abteilung für psychologische Kriegsführung der Haganah und die IDF.

Er ging an das Auswärtige Amt, wo er in verschiedenen Positionen unter anderem als Leiter für den Nahen Osten, Osteuropa und Asien inne hatte.

Er diente als Botschafter in Schweden, der Schweiz, Burma und als nicht ansässiger Botschafter in Laos, Kambodscha, Ceylon und den Philippinen sowie als Berater der Botschaft in Washington, DC.

In seiner Arbeit nahm er an zahlreichen Gesprächen mit Vertretern der arabischen Staaten, einschließlich der Rhodes Gespräche teil. Zur gleichen Zeit hat er an der Hebräischen Universität gelehrt. Er hat zahlreiche Bücher und Artikel über die arabischen Ländern, dem Nahen Osten und Asien sowie hebräische Enzyklopädie-Einträge über die moderne Geschichte des Nahen Ostens geschrieben.

Ferner war er einer der Herausgeber der Zeitschrift „New East“. Darüber hinaus übersetzte er Bücher aus dem Deutschen ins Hebräische.

Er war mit Miriam geb. Schönbrunn verheiratet und Vater von drei Kindern.

Auf der hölzernen Gedenktafel in der Gedenkstätte der Opfer der politischen Gewalt in Frankfurt (Oder) sind Margarete Simon, Joachim „Schuschu“ Simon und Jakob Simon nicht verewigt.

Die Stolpersteintexte lauten wie folgt:

HIER WOHNTE
MARGARETE SIMON
GEB.SIMON
JG. 1864
DEPORTIERT 1942
THERESIENSTADT
TOT 1.7.1942

HIER WOHNTE
JOACHIM SIMON
JG. 1919
HAFT 1938 BUCHENWALD
FLUCHT 1938 HOLLAND
IM WIDERSTAND
„GRUPPE WESTERWEEL“
VERHAFTET 1943
GEFÄNGNIS BREDA
23.1.1943
URSACHE NIE GEKLÄRT

HIER WOHNTE
JAKOB SIMON
JG. 1915
FLUCHT 1935
PALÄSTINA



Joachim Simon in den Niederlanden. Sein Untergrundname war " Schuschu . " Fotografiert im Jahre 1942



Joachim " Schuschu " Simon mit Mitgliedern eines zionistischen Pionierausbildungsprogramms in den Niederlanden



Eine Trauerfeier für Joachim " Schuschu " Simon und Kurt Hannemann , Mitglieder des zionistischen Pionieruntergrundes in den Niederlanden.

Er wurde am 31. März 1963 in den israelischen Manasse Hills gepflanzt.

10 Stolpersteine bei 5 Verlegeorten

- Quellen:
1. Bundesarchiv Berlin - Abteilung Reich
 2. Residentenliste des Bundesarchiv Berlin
 3. Verzeichnis der nichtarischen Geschäfte und Inhaber von freien Berufen in Frankfurt (Oder), 1935
 4. www.wikipedia.de
 5. Liste der stimmfähigen Mitglieder der Synagogengemeinde Frankfurt an der Oder aus dem Jahre 1925
 6. Yad Vashem
 7. Stadtplan von Frankfurt (Oder) von 1909
 8. Das Schicksal der Frankfurter Juden vom jüdischen Friedhof in Frankfurt - aus gesehen, Otto Billerbeck, 27.03.1950, Bundesarchiv Berlin SAPM - Barch, DY 55/V 278/2/144
 9. Märkische Oderzeitung - Frankfurter Stadtbote vom 21.04.2016
 10. Frankfurter Adressbücher 1935/36 und 1941
 11. Volkszählungsliste 17.05.1939
 12. holocaust.cz - Datenbank der digitalisierten Dokumenten
<http://109.123.214.108/de/document/DOCUMENT.ITI.4747>